

Roland Kaufhold

Zum Tode von Hans Keilson

»Denk ich an Deutschland in der Nacht –
Wie oft hab ich den Vers gelesen
und dessen, der ihn schrieb, gelacht.
Er wär mein Bruder nicht gewesen. (...)

Und wenn es dämmt, ziehn vom Meer
Flieger herauf zur Phosphorschlacht.
Ich lieg auf meinem Lager, schwer,
denk ich an Deutschland – in der Nacht.«

Es war im Jahr 1944, als der jüdische Flüchtling Hans Keilson (vgl. TRIBÜNE H. 192) dieses Gedicht verfasste – auf deutsch. Acht Jahre zuvor war der 1909 im brandenburgischen Bad Freienwalde geborene Mediziner und Pädagoge vor den Nazis von Berlin aus in die Niederlande emigriert. Seit Mai 1940 lebte er, ausgestattet mit gefälschten Papieren, im Untergrund. Und publizierte immer noch, unter Pseudonym, deutschsprachige Gedichte. »Ich weiß nicht, ob es gute Gedichte waren. Aber sie waren – echt. Es waren meine Gedichte«, hebt Keilson in seiner Autobiografie¹⁾ hervor.

Ende Mai ist Hans Keilson im Alter von 101 Jahren in einem Krankenhaus in Hilversum verstorben. In seinen letzten Monaten, seit seinem hundertsten Geburtstag, erlebte er mit ungläubigem Staunen seine weltweite Wiederentdeckung:

»The Death of the Adversary« and »Comedy in a Minor Key« are masterpieces, and Hans Keilson is a genius«, schrieb die »New York Times« am 5. August 2010 auf ihrer Titelseite in einer hymnischen Besprechung. Hans Keilson, dieser lebenswürdige, be-

scheidene, in seiner Milde, Präsenz und Intensität beeindruckende Kindertherapeut wurde zu einem gefragten Interviewpartner der Weltpresse. In seiner neuen Heimat, den Niederlanden, war er wegen seiner Arbeit über sequentielle Traumatisierungen weit hin bekannt. Still und leise ist er nun aus dem Leben geschieden; manche werden seine nachdenkliche, ruhige Stimme vermissen.

In einem Interview mit Heinrich Detering, welches er seiner Autobiografie beigefügt hat, beschreibt er seine eigene Berührtheit über seine literarische Wiederentdeckung: »Merkwürdig, dass ein Buch wie der »Widersacher« nach fünfzig Jahren noch einmal so viel Aufsehen erregt. ... Es ist ein bisschen spät, aber ich finde es schön. Dass ich nun berühmt sein soll (...) Dass ich es noch mitbekomme, das ist mein Privileg. Wenn die Journalisten kommen und mich ausfragen – das freut mich, ja, natürlich. Und dass es so reizende Menschen sind.«

Und doch vermochte Hans Keilson, der über viele Jahrzehnte hinweg psychotherapeutisch mit überlebenden jüdischen Kindern und Jugendlichen gearbeitet, diese Behandlungen in seiner wegweisenden »Sequentiellen Traumatisierung« dokumentiert hat, sein eigenes Trauma nie zu vergessen: Die Ermordung seiner Eltern in Birkenau blieb ein lebenslang quälend spürbarer Schmerz. Er hatte seine Eltern »mit der offiziellen Hilfe des holländischen Justizministers« noch in die Niederlande geholt, erlebte sie dort als hilflose Menschen. Ihre Rettung, ihre Emigration nach Palästina erschien als möglich, gelang jedoch nicht. Die Deutschen ermordeten sie in Birkenau: »... ich lasse es mir nicht anmerken. Aber das Gefühl der Schuld, dass ich meine Eltern

¹⁾ Hans Keilson (2011): Kein Plädoyer für eine Luftschaukel. Essays, Reden Gespräche. Frankfurt/M.: Fischer. Die Seitenangaben der folgenden Zitate bis zur nächsten Fußnote beziehen sich auf dieses Buch.

nicht gerettet habe, das ist immer da. Das ist enorm. Ich frage mich immer, ob ich alles versucht habe, es hört nicht auf« (S. 112). »Als ich vom Tod meiner Eltern gehört habe, habe ich aufgehört, ein Deutscher zu sein.«

Immer wieder hat Hans Keilson gegen den – allzu naheliegenden – Hass angeschrieben; der Hass erscheint dem Psychoanalytiker als eine zerstörerische, selbstschädigende Kraft: »Die Nazis haben diesen Hass nötig gehabt, weil sie ihre eigenen Probleme, ihre Selbstzweifel auf jemanden projizieren mussten. Und sie sind selbst zugrunde gegangen an ihrem Hass. Hitler ist zugrunde gegangen an seinem Hass. Dieser Hass, das war das Problem, das mich beschäftigt« (S. 121).

»Die Landschaft, in der man geboren und aufgewachsen ist, kann man nicht hassen. Sie erscheint wieder in Träumen – die Landschaft der Träume ist die Landschaft der Kindheit«, schreibt er wenige Monate vor seinem Tode (S. 35). »Das Deutschland, das ich als Kind und junger Mann gekannt habe, hörte nicht auf, mir etwas zu bedeuten. (...) Das sind Orte, an denen ich hing und über deren Verluste ich trauerte. Und immer noch trauere«.

Einige biografische Stationen: Aufgewachsen als jüdisches Kind in einer Kaufmannsfamilie fühlt er sich seiner sozialen Umwelt zugehörig. Als Kind liebt er die zugefrorenen Seen, die Naturlandschaften, Radtouren. Seine Eltern leben ein »ehrbares, von äußeren Zwängen bedrohtes Leben, liberal gelöst von der jüdischen Orthodoxie, im Bewusstsein ihrer inneren und äußeren Zugehörigkeit zur gleichgestimmten Gruppe, der sie entstammten« (S. 39).

Keilson entfaltet früh sein musikalisches und literarisches Interesse, spielt Geige und Trompete, gewinnt 16-jährig bei einem Schülerwettbewerb einen Preis. Von dem Preisgeld kaufte er sich Bücher seines Lehrmeisters Sigmund Freud. Er fühlt sich dem Judentum zugehörig, gelegentliche Besuche

in der örtlichen Synagoge prägen sein Identitätsgefühl. Er erhält einmal pro Woche Religionsunterricht: »Manchmal war ich der einzige Schüler«. Er fühlt sich seiner Heimatstadt zugehörig: »Auf den Straßen grüßten uns viele, die uns kannten, und wünschten uns gute Feiertage. Es bestand ein Einvernehmen ohne die geringsten Anzeichen eines späteren Wandels. Auch die Schuljahre in der Mittelstufe des Gymnasiums teilten den Hauch der friedlichen Erinnerungen« (S. 43f.).

Als Jugendlicher wird er vereinzelt von antisemitischen Übergriffen bedroht, die er noch nicht als existentielle Gefährdung wahrnimmt: »Es waren nicht persönlich erfordere Attacken und Verunglimpfungen, die in meine Kinderwelt eindringen und sie verunstalteten. Es war das Allgemeine, Atmosphärische, in oft schwer zu erfassenden Sinnzusammenhängen«. Von 1928 bis 1934 studiert er in Berlin Medizin, macht zugleich eine Ausbildung als Sportlehrer – ein vorausschauender Entschluss, der sich günstig für seine spätere Arbeit mit jüdischen Flüchtlings- und Waisenkindern auswirken sollte. Als 1933 sein Roman »Das Leben geht weiter« erscheint, vermag er sich seines literarischen Erfolges nicht lange zu erfreuen. 1934 folgt ein Praxisverbot, 1936 die Emigration in die Niederlande, zusammen mit seiner späteren Ehefrau Gertrud Manz. Im Exil verfasst er deutschsprachige Gedichte, die er unter Pseudonym in niederländischen Literaturzeitschriften publiziert. 1940, nach dem Überfall der Wehrmacht auf die Niederlande, muss er in den Untergrund gehen. 1941 wird seine Tochter geboren, die er bis 1945, den Notwendigkeiten der Illegalität folgend, nur sehr selten sieht.

Keilsons Erinnerungen an diese neun Jahre der eigenen existentiellen Gefährdung sind dicht. Immer wieder hat er hierüber geschrieben, in seinen Romanen, wissenschaftlichen Studien und Essays: »Ich kam 1936 in Amsterdam an; in meinem deut-

schen Reisepaß stand der Vermerk »nach sieben Tagen bei der Polizei melden. In den folgenden drei Jahren spürte ich weder Reue noch Kummer. Die Freiheit hatte mich inzwischen am Kragen wie früher die Polizei. Kummer kam erst später, als im Mai 1940 andere Passinhaber, Deutsche und Österreicher (die allerdings Wehrpässe hatten ohne den obengenannten Vermerk), mir nachfolgten und sich hier breitmachten. Mit ihrem Abzug verschwand auch der Kummer, statt dessen begann eine Trauerarbeit, die noch stets andauert.«²⁾

Keilson hört regelmäßig die legendären Fußballberichte des Reporters Han Hollanders im Radio, verbringt viel Zeit in Bibliotheken, liest holländische Zeitungen. Er vermag sich seiner neuen Heimat emotional rasch anzunähern, findet politische Freunde, genießt deren Liberalität: »Ich kam auch mit progressiven, etwa aufsässigen Kreisen aus dem Unterrichtswesen in Berührung, die viel Verständnis für meine Situation zeigten und auch praktisch halfen. Aber am meisten erstaunte mich die souverän-freimütige, kritische Einstellung, mit der auch sie die Verhältnisse im eigenen Land – es war das ihrige und noch nicht das meinige – zur Diskussion stellten« (S. 151).

Seine traumatischen Erfahrungen mit dem mörderischen Antisemitismus prägen sein pädagogisch-psychotherapeutisches Engagement. Immer wieder sollte er über die Gefahr des Antisemitismus schreiben. In seiner Studie über den »Linken Antisemitismus?« formuliert er in für ihn ungewohnter Eindeutigkeit: »... Dabei ist äußerste Vorsicht geboten. Wir sind durch die Erfahrungen der massiven Verfolgung und Vernichtung des europäischen Judentums sensibler und hellhöriger für judenfeindliche Attitüden geworden« (S. 162). Keilsons Auseinandersetzung mit den Wurzeln des Antisemitismus ist ein schmerzhafter Prozess.

Nach dem Krieg folgt eine langjährige Arbeit als Psychoanalytiker, dazu erscheinen Romane wie »Komödie in Moll« (1947) und »Der Tod eines Widersachers« (1959), Gedichtsammlungen, wissenschaftliche Studien, 1979 sein Grundlagenwerk »Sequentielle Traumatisierung bei Kindern« – und ab den 1990er Jahren erhält er zahlreiche Ehrungen. Am Bedeutsamsten für ihn ist seine Tätigkeit als Vorsitzender des P.E.N. Zentrums deutschsprachiger Autoren im Ausland (www.exilpen.net). 2005 erscheint eine zweibändige Werkausgabe seiner Schriften. Im laufenden Jahr sind drei – im Rezensionsteil dieser TRIBÜNE-Ausgabe besprochene – Taschenbücher hinzugekommen: Eine Neuauflage seines Erstlingsromans, eine mit »Kein Plädoyer für eine Luftschaukel« betitelte Essaysammlung sowie seine Autobiografie. Diese klingt mit einem Interview aus. Der 101-Jährige sinnt hierin über seine wichtigsten Lebensstationen nach – und erinnert sich wieder seiner ermordeten Eltern: »Ich dachte an sie, als ich diese Dinge schrieb. Ich denke jeden Tag an meine Eltern. Immer«. Er freut sich über das Erscheinen seiner letzten Werke, schont seinen gebrechlichen Körper, seine ermüdeten Augen: »Also höre ich viel Musik. Verabschieden muss ich mich auch von meiner Beweglichkeit«. Er genießt das Zusammensein mit seiner Frau Marita Keilson-Lauritz, seinen zwei Töchtern und seinen drei Enkelkindern – und schaut sich den Tod an: »Ich habe in den Jahren viel Tod erlebt, er ist mir nicht fremd. Aber in den letzten Jahren kommt er mir näher – ich muss ihn in mir identifizieren«. Am Bedeutsamsten erscheint ihm: »Überlebt zu haben. Produktiv gewesen zu sein«. Das lange Gespräch, als Epilog seiner Autobiografie gedacht, freut ihn – auch als Abschied: »Ein Gespräch darüber, wie es ist, hundert zu sein. ... Danach käme dann nur noch das Begräbnis. Man brauchte bloß umzublättern«. Ende Mai dieses Jahres hat uns Hans Keilson verlassen. Seine Werke sind alle wieder zugänglich.

²⁾ Hans Keilson: Werkausgabe, Bd. 1. Frankfurt 2005, S. 150. Die Seitenangaben der nachfolgenden Zitate beziehen sich auf dieses Band.